Zeitschrift: Zoom-Filmberater

Herausgeber: Vereinigung evangelisch-reformierter Kirchen der deutschsprachigen Schweiz für kirchliche Film-, Radio- und Fernseharbeit ; Schweizerischer katholischer Volksverein

Band: 33 (1981)

Heft: 21

Rubrik: Filmkritik

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Glaubwürdigkeit, seine Reformbedürftigkeit zumindest. Ein Übermass an Formalisierung und Abstraktion mag ihn zu ausweglos gemacht haben. So begleiten Genre-Parodien als mehr oder minder solidarische Kritik die Entwicklung eines Genres. Aber auf der anderen Seite steht am Ende eines Genres oder am Ende eines Zyklus' innerhalb eines Genres eine Häufung von parodistischen Filmen, deren Grossteil nichts mehr mit Korrektur und Zurechtrücken von Massstäben, sondern mit wirklicher Zerstörung zu tun hat. Wenn alles gesagt ist und die Wiederholung nichts mehr beitragen kann zur «Innenarchitektur» des Traums, bleibt nur der Umschlag ins Komische. Wir haben nun wirklich begriffen, und es ist genug. Nicht wiedergutzumachen war, was Bud Abbott und Lou Costello mit dem «klassischen» Horrorfilm von Universal in den vierziger Jahren angestellt haben – und konnten sie es anders tun als im Auftrag des Publikums? Nicht wiedergutzumachen ist, was Bud Spencer und Terence Hill mit dem Italowestern gemacht haben, und nur das Publikum konnte mit ihren Rülps- und Prügelorgien auch ihre Zerstörung dieser grossen Rache-, Intrigen- und Einsamkeits-Dramen sanktionieren. Und wahrscheinlich ist auch nicht wiedergutzumachen, was der *«Drunken Master»* mit dem Kung-Fu-Film angestellt hat. Befreiendes Lachen erlöst uns, wenn ein Genre droht, sich dem Dialog mit dem Publikum zu verschliessen. Wir bringen die Helden auf die Erde zurück, wenn sie zu oft ihr Gesicht von uns abwenden.

Wenn also die Genre-Parodie eine einmal solidarische, das andere Mal vernichtende Kritik am Genre selbst darstellt (das eine Mal funktionieren die Regeln des Genres auf unkonventionelle Weise, das andere Mal funktionieren sie überhaupt nicht), so wird über die Parodie etwas über das Wesen des Genres zu erfahren sein. Aber natürlich funktioniert noch diese Negation nach festen Regeln. Georg Seesslen

(Schluss in der nächsten Nummer)

FILMKRITIK

Looks and Smiles

Grossbritannien 1980. Regie: Ken Loach (Vorspannangaben s. Kurzbesprechung 81/289)

Der Niedergang sucht seinesgleichen. Es ist noch keine zwei Generationen her, da war Grossbritannien noch eine Grossmacht, ein reicher und mächtiger Staat. Das Schicksal der Welt wurde in London entschieden. Heute ist das Vereinigte Königreich das Armenhaus Europas. Englands Wirtschaft liegt in der Agonie. Einst renommierte Firmen sind kurz vor dem Zusammenbruch. Entlassungen, Kurzarbeit und Konkurse treffen in erster Linie die Jugendlichen. Über eine Million junger Menschen haben keine Arbeit. Nur noch jeder zehnte Schulabgänger findet eine Lehrstelle.

Die Lage ist hoffnungslos. Eine Wende ist nicht abzusehen. Für eine Million junger Briten gibt es keine Zukunft. In erster Linie wegen der Kurzsichtigkeit ihrer Väter. Es gibt in England ein Lehrlingsausbildungssystem, das an Unwirksamkeit in einem modernen Staat seinesgleichen sucht. Die Lehrzeit ist länger als nötig. Lehrlinge verdienen schon fast soviel wie ein langjähriger Facharbeiter. Die Gewerkschaften wollen es so. Kaum ein Betrieb kann sich also Auszubildende leisten. Anderseits lassen die Gewerkschaften im Krisenfall lieber eine Handvoll Lehrlinge fallen als ein langjähriges, beitragzahlendes Mitglied. Die Folge ist, dass in England

über 40 Prozent der Arbeiter ihren Beruf ohne Ausbildung antreten. Der Amateurismus in vielen Berufen ist für England schon beinahe so sprichwörtlich wie die Teepause.
Englands Krise scheint ausweglos. Eine Vorstellung ist allerdings noch schlimmer: dass dieser Niedergang auch der Schweiz bevorstehen könnte. Nicht auszudenken! Während sich hierzulande schon bei einer zyklischen Wachstumsverminderung Panik bemerkbar macht, gibt es im Land ohne Zukunft nach wie vor viel Lebensqualität. Teuerung, Wohnungsnot und Arbeitslosigkeit zum Trotz. Ein Engländer lässt sich so leicht nicht aus der Fassung noch aus seinen Eigenheiten bringen. Keep a stiff upper lip.
In dieser Situation kann es kaum verwundern, wenn es auch der Filmbranche, zumindest finanziell, schlecht geht. Der 45jährige Ken Loach konnte in 15 Jahren gerade fünf Kinofilme drehen, von denen «Family Life» wohl der erfolgreichste war. In der ganzen übrigen Zeit arbeitete Loach für die BBC, zuerst in fester Anstellung. Nachdem er 1968 an der 17, Great Pulteney Street in London-West mit einigen ehemaligen BBC-Mitarbeitern die Kestrel Films Ltd. gegründet hatte, wechselte er auf Auftragsarbeiten. Kestrel Films produzierte aber auch Loachs Kinofilme: der jüngste, gezeigt in Cannes und Locarno 1981: «Looks and Smiles».
Mike Walsh ist einer jener jungen Briten, deren Zukunft keinen Pfifferling wert ist. Der Sohn eines Metallarbeiters aus Sheffield findet keine Arbeit. Er klopft sich die Hände an Personalbüros wund, steht sich auf dem Arbeitsamt die Beine in den Bauch, um sich anschliessend sagen lassen zu müssen, dass es nicht nur in seiner Berufsrichtung keinerlei Stellen gibt, sondern dass zur Zeit überhaupt kaum Stellen ausgeschrieben sind. Mike hat ein Flair für Motoren. In den kurzen Pausen zwischen Arbeitsamt, Vorstellungsgesprächen und der Jagd nach den spärlichen Stellenanzeigen in der Lokalzeitung hat Mike ein altes Motorrad wieder flott gemacht. Er möchte an Motoren arbeiten und den Beruf eines Mechanikers lernen. Doch das kann er sich aus dem Kopf schlagen. Er findet keine Lehrstelle.
Sein Freund Andy Wright hat sich von der Armee anheuern lassen. Wegen des Sports und des Herumdonnerns mit den Tanks. Er findet aber auch bald Gefallen daran, in Nordirland Katholiken wie die Fliegen zu jagen. Mike möchte es ihm gleichtun, «da ist auf jeden Fall mehr los wie hier». Doch sein Vater ist dagegen, «Streikbrechen, Einsatz gegen Demonstrationen..., da will ich meinen Sohn nicht dabei sehen».
In einer Punk-Disco lernt er Karen Lodge kennen, die völlig unter ihren Möglichkeiten in einem Schuhladen arbeitet. Sie trauert ihrem Vater nach, der die Familie verlassen hat und nach Bristol gezogen ist, und legt sich mit ihrer Mutter an, die einen neuen Vater ins Haus bringen will. Nach einem grossen Krach bei Karens Mutter brechen die beiden auf Mikes Motorrad gegen Süden auf, in der Hoffnung, bei Karens Vater wohnen zu können. Doch der hat es auch nicht alleine ausgehalten und sich erneut Frau und Kind zugelegt. Ausserdem ist seine Wohnung noch enger und stickiger als die Zellen in Sheffield, vor denen die beiden geflohen sind. Aus der Traum vom besseren Leben im Süden. Für Mike bleiben nur zwei Lösungen. Abwarten bis er achtzehn und mündig ist, und dann ab in die Armee und losgeballert, oder anstehen im Arbeitsamt, zweimal die Woche stempeln gehen und sich mehrmals täglich das «Wir bedauern» anhören zu müssen, als Englands Arbeitsloser Nr. 3000001.
Es ist schon eine ganze Weile her, seit man in Zürich einen so nahegehenden Film zu sehen bekam. Mike, Alan und Karen, die drei Hauptdarsteller, spielen ihre Rollen so echt, so überzeugend, dass sich eine Identifikation mit den Figuren von selbst einstellt. Man hat nicht den Eindruck, in einem Spielfilm zu sitzen, sondern als Nachbar das Leben von Mike, Alan und Karen aus der Nähe zu beobachten. Der erste Eindruck, die drei spielten als Laien sich selbst und wüchsen daher in ihrer Darstellung über sich selbst hinaus, scheint zu täuschen. Wie an der Pressekonferenz zu verneh-

Der Arbeitslosigkeit und dem Unverständnis biederer Bürger ausgeliefert: Jugendliche in England.

men war, sind alle drei Profis. Ihre seltene Natürlichkeit und Spontaneität können nur für die Regie von Ken Loach sprechen. Schauspielerführung scheint eine seiner ganz grossen Stärken zu sein. Er hat ihr Spiel so geschickt zwischen Unaufdringlichkeit, Zurückhaltung und Understatement eingependelt, dass der Spielfilm «Looks and Smiles» einen ehrlicheren Blick in Englands Wirklichkeit frei gibt als es Zeitungen je vermögen. «Looks and Smiles» ist kein nachgespielter Dokumentarfilm, sondern ein echter, erdachter Spielfilm, mit einer so gezügelten, die Wirklichkeit genau beobachtenden Phantasie, dass sich «Looks and Smiles» ohne weiteres auch als Dokumentarfilm verkaufen liesse.
Ken Loach hat nicht nur sich und seiner Phantasie viel Einfühlungsvermögen abgefordert. Sein Kameramann steht ihm in nichts nach. Seine Bilder sind von einer Diskretion, beinahe Lakonie, dass sie wie von selbst entstanden zu sein scheinen. Trotzdem sind die Bilder bis in die Details komponiert. Grosszügige Halbtotalen herrschen vor. Die Kamera gesteht den Protagonisten stets etwas Raum zu. Sie hält Distanz. Sie gibt Platz zum Atmen. Aufdringliche Grossaufnahmen gibt es kaum. Trotzdem ist die Filmsprache in «Looks and Smiles» zu keinem Zeitpunkt langweilig. Sie zeichnet sehr präzise, macht die Hässlichkeit der Stadt Sheffield, die Schrecklichkeit der Wohnungen und den kargen Besitz zu unverzichtbaren Bestandteilen der Bilder. Man hat den Eindruck, die Bilder seien nicht inszeniert, sondern der Kameramann habe ganz einfach gewartet, bis sich Leute, Stadt und Räume so aufeinander zubewegen, wie es seinen Vorstellungen entspricht. Viele der eingefangenen Szenen erinnern an die Arbeiten von Henri Cartier-Bresson.
Und vor allem: Der Film ist in Schwarz-Weiss gedreht. Die visuelle Suggestionskraft eines Films ist in Schwarz-Weiss ungleich grösser. Vor allem bei

Schauplätzen, wo das einzige Farbige tarngrüne Uniformen und Panzer sind... Als aufsässige Journalisten in Locarno von Ken Loach wissen wollten, warum er denn um alles in der Welt in Schwarz-Weiss gedreht habe, meinte er: «It's easier...» Understatement nach Art des Hauses. Urs Odermatt

From Mao to Mozart: Isaac Stern in China (Isaac Stern in China)

USA 1980. Regie: Murray Lerner (Vorspannangaben s. Kurzbesprechung 81/286

Im Sommer 1979 reiste der Amerikaner Isaac Stern, einer der grössten Violinvirtuosen unserer Zeit, mit dem Pianisten David Golub auf einer dreiwöchigen Tournee durch China. Murray Lerner begleitete ihn mit einer Filmequipe und realisierte einen Film, der ein gelungenes Modell dieses Genres ist und mit dem Oscar als bester Dokumentarfilm ausgezeichnet wurde. Man denkt dabei an Francois Reichenbachs Film «L'amour de la vie» über den Pianisten Artur Rubinstein. Stern ist zwar ein weniger gewandter Darsteller seiner selbst, aber seine Persönlichkeit und Präsenz sind nicht weniger stark als jene des grossen Pianisten. In grossartigen Aufnahmen zeigt Murray Lerner chinesische Menschen und Landschaften, in die ein faszinierendes Porträt des Menschen und Künstlers Stern eingebettet ist. Zudem ist der Film eine informative Reportage über das musikalische Leben der Chinesen, das einen weit wesentlicheren Platz in der Volkskultur Chinas einnimmt, als man sich das im Westen vorstellt. Schliesslich und vor allem zeigt dieser Film auf packende Weise ein Beispiel funktionierender Kommunikation und Brüderlichkeit zwischen Menschen, die sich vom Alter, von Kultur und Zivilisation her eigentlich fremd sein müssten.
Isaac Stern begegnet zahlreichen jungen und älteren Musikschülern, Orchestermusikern, Lehrern und Professoren. Er lässt sich über chinesische Musik und Instrumente informieren und unterrichtet seinerseits die jungen Künstler und Kollegen in abendländischer Musik. Bei diesen Begegnungen mit Einzelmenschen und ganzen Gruppen kommt es zu einem gegenseitigen Geben und Nehmen, das für beide Seiten zu einem beglückenden Erlebnis wird. Sterns vitale Persönlichkeit, seine humorvolle Menschlichkeit, seine starke Ausstrahlung als Mensch und Künstler und sein traumwandlerisches pädagogisches Einfühlungsvermögen bezwingen mühelos alle Schranken der Sprache und Kultur, die so unterschiedlich wie nur möglich sind. Stern lässt sich von der atemberaubenden Virtuosität und äussersten Konzentration junger Akrobaten und Pingpongspieler begeistern. Die gleiche technische Perfektion findet sich in Spiel der Konservatoriumsschüler, Solisten und Orchestermusiker, die ihre Instrumente mühelos beherrschen, allerdings auf eine vorwiegend mechanische Weise.
Wie es nun Stern gelingt, seinen Partnern verständlich zu machen, dass Technik allein nicht genügt, um die Musik Bachs, Beethovens, Mozarts und Schuberts zum Atmen, Blühen und Strahlen zu bringen, ist bewegend, stellenweise sogar ergreifend. Zwar ist auch für ihn Technik eine unabdingbare Voraussetzung, um diese Musik makellos zum Klingen zu bringen. Er zeigt den chinesischen Geigenspielern, wie man die Violine hält, den Bogen führt. Damit sie den Instrumenten mehr als nur die richtigen Töne entlocken können, genügt es aber nicht, das Instrument technisch zu beherrschen und die Töne schnell und laut zu spielen. Die Violine muss ein Teil des Körpers werden, damit sie nicht nur die Strukturen der Musik, sondern auch deren Seele zum Ausdruck bringen kann. Als ein begabtes Mädchen Beethovens «Frühlingssonate» perfekt, aber etwas steif spielt, heisst er es, den Anfang zu singen. Das Mädchen zögert verlegen, aber Stern ermuntert sie: «Hab keine Angst. Spiel, als würdest du die Noten singen!» Und das Mädchen singt voller Empfindung und spielt dann genauso auf der Violine.

Zufrieden lächelnd ermutigt sie Stern: «Spiel, was du fühlst, was in dir vorgeht, lass jede Note Leben werden!»
Voller Aufmerksamkeit beobachtet Stern die chinesischen Musiker, geduldig hört er ihnen zu, dann gibt er Ratschläge, ermuntert sie und verwickelt sie, mit Hilfe von Dolmetschern, in temperamentvolle Gespräche voll sprühender Laune und heiterem Humor. Und es gelingt ihm, nicht nur etwas vom Geheimnis seiner Kunst, sondern auch vom Wesen der abendländischen Musik zu vermitteln. So wird dieser Film auch für westliche Zuschauer unversehens zu einer lebendigen Einführung in die klassische Musik Europas.
China besitzt selber ein überaus reiches, auch musikalisches, Erbe. Es befindet sich aber, wie ein Chinese formuliert, erst auf dem Weg zur sozialistischen Modernisierung. Zu dieser Modernisierung gehört auch die Kenntnis der abendländischen Musik. «Wir müssen alles über die westliche Musik wissen und sie studieren, getreu dem Satz Maos: Wenn man wissen will, wie eine Birne schmeckt, muss man sie essen,» sagt der Violinprofessor und Vizedirektor des Konservatoriums von Schanghai. Dieser feine und gebildete Chinese musste seine Liebe zur westlichen Musik während der Kulturrevolution schwer büssen. Er wurde degradiert, gequält und während Monaten unter unmenschlichen Bedingungen eingesperrt. Abendländische Musik zu spielen und zu unterrichten, galt als Verbrechen. Heute ist das Interesse für diese Musik aber wieder grösser denn je.
Murray Lerners hervorragend fotografiertem und geschnittenem Film gelingt es, das eindrückliche Erlebnis, das die China-Tournee Isaac Sterns für alle Beteiligten war, in ihren intensivsten Episoden unverfälscht auf die Leinwand zu bringen, sodass auch der Film zu einem starken emotionalen Erlebnis wird, ohne je in Sentimentalität und Gefühlsduselei abzugleiten. Er vermittelt ein Gefühl der Freude, des Glücks und der Hoffnung, weil hier glaubhaft spürbar wird, das die völkerverbindende Kraft der Musik nicht bloss ein Schlagwort ist.

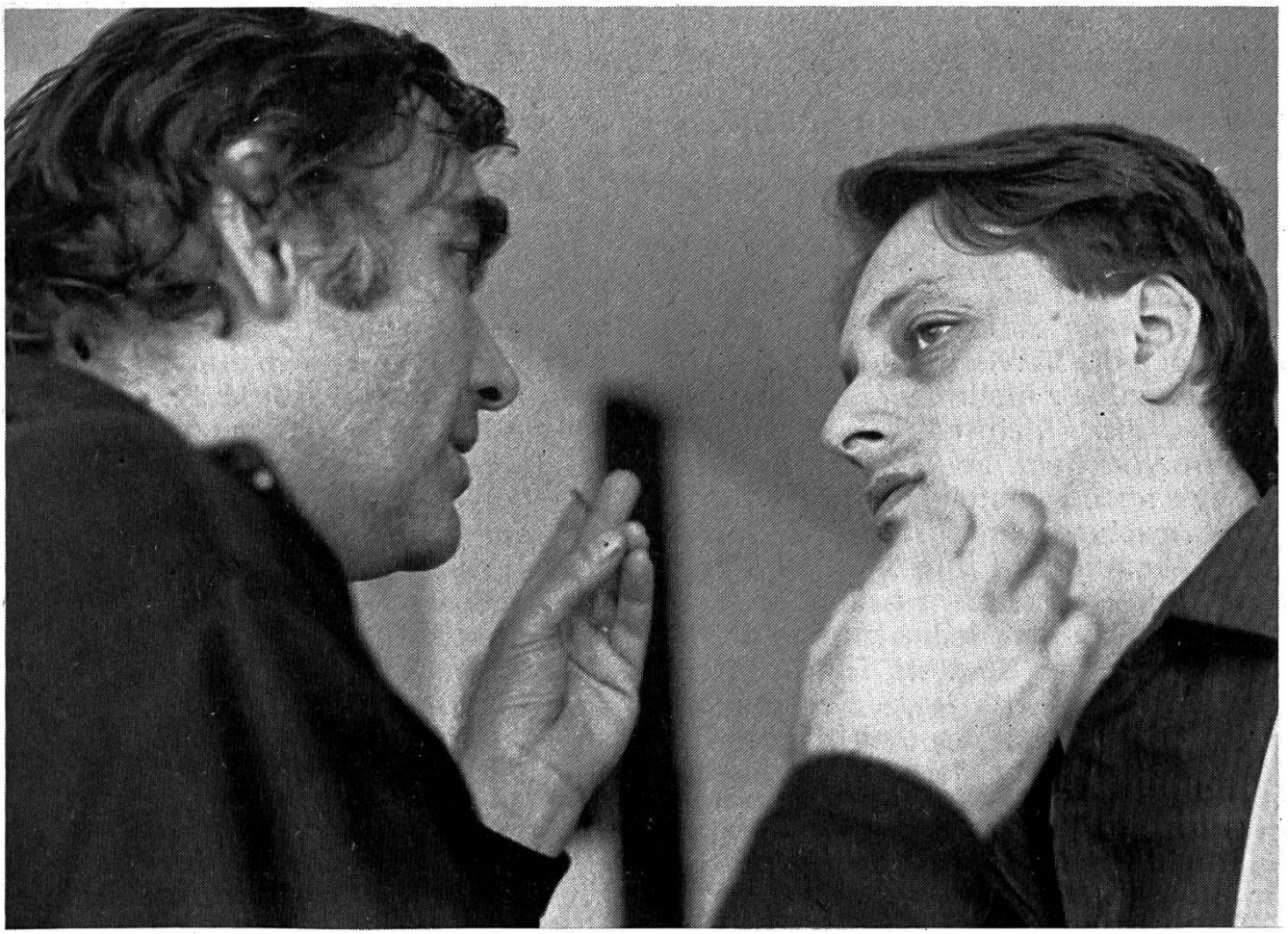
Franz Ulrich

L'amour des femmes

Schweiz/Frankreich 1981. Regie: Michel Soutter (Vorspannangaben s. Kurzbesprechung 81/281)

In «Repérages» (1977), dem letzten Spielfilm von Michel Soutter, trifft Jean-Louis Trintignant als Regisseur in einem abgelegenen Hotel in Bex auf drei Frauen, mit denen er Tschechows «Drei Schwestern» als Film inszenieren will. Dass die drei Frauen eigentlich nur eine verkörpern oder aber eine jede Teil der andern ist, macht den Reiz dieses Filmes aus, den ich als den reifsten im Werk des Westschweizer Regisseurs empfinde, den poetischsten auch. In «L'amour des femmes» nun, seinem neuen Film, treffen sich drei Männer mit einem vierten, der zwar nicht Regisseur ist, dafür aber Fussball-Schiedsrichter und damit auch ein Spielleiter. Die drei Männer, wird man interpretieren können, verkörpern in ihrer Summe wiederum eine Person, wobei der vierte integriert wird. Oder, anders ausgedrückt, in jedem der Männer ist ein Teil des andern aufgehoben.

Soutters Film beginnt damit, dass ein Journalist in einem Café in Genf sitzt und dem Wirt hinter der Theke die Todesanzeigen in der Tageszeitung vorliest. Draussen auf dem Trottoir bleibt ein Mann im Überkleid stehen. Er greift sich mit beiden Händen an die Magengegend, sein Gesicht ist verzerrt, die Haltung gekrümmt. Langsam bricht er zusammen und stirbt. Aber der Tod des Mannes ist nur ein scheinbarer. Grinsend steht er wieder auf und geht seines Weges. Mit dieser Sequenz wird die enge Verbindung des Wirklichen mit dem Scheinbaren, der Realität mit der Illusion angetönt. Der Film fährt damit fort, dass er einen Ehekrach zeigt. Da wird entschieden eine Trennung eingeleitet, aber Bruno und Hélène bleiben zusammen. Irgendwie brauchen die beiden einander. Eine dritte Episode zeigt, wie ein weiterer Mann an einer Strassenecke eine junge Frau aufgabelt, die sich, der französischen Sprache scheinbar nicht mächtig, nicht mehr zurechtfindet.



Michel Soutter (links) mit Jean-Pierre Malo bei den Dreharbeiten zu «L'amour des femmes».

Der Mann hilft ihr, und die beiden landen zusammen bei ihm zuhause. Die Wege der drei Männer, das ist die Art Soutters, Schicksal zu spielen, führen in eine Bar, wo sie Manfred (Heinz Bennent) treffen. Dieser, Deutschlehrer und Fussball-Schiedsrichter der Nationalliga, strahlt eine Selbstsicherheit aus, die den dreien imponiert. Nicht nur, dass er das Spiel leitet, jedes Foul erkennt und mit einem Pfiff bestraft, nicht nur, dass er die fehlbaren Protagonisten seines Spiels in die Schranken weist; nein, er erzählt auch von Inge, seiner grossen Liebe und dem Wunder der gelebten Gemeinsamkeit.
Klar, dass Philippe (der Journalist, dem seine Freundin ruhig aber bestimmt erklärt hat, dass sie einander nie mehr treffen werden), Bruno (der Architekt, der sich in der Routine seiner Arbeit und wohl auch seiner Ehe verloren hat) und Paul (der Mitarbeiter von Bruno, der zwar von seiner Arbeit desillusioniert ist, aber doch noch nicht alle Hoffnung aufgegeben hat) an einem Sonntag aufmachen, um Manfred in Aktion zu sehen. Sie steigen ins Auto und fahren nach Basel zum Spiel Nordstern – Etoile Carouge. Den Vorwand dafür liefert ihnen der Regenmantel, den Manfred in der Bar hat liegen lassen. Der wirkliche Grund für die Fahrt ist wohl die Absicht, das eigene unordentliche und ungeordnete Leben an jenem gefestigten des Schiedsrichters zu messen, seine souveräne Spielleitung auf dem Sportplatz und im Leben kennen zu lernen oder zumindest aus der Nähe zu betrachten. Vielleicht, wer weiss, ist in Basel das Rezept für ein glücklicheres Leben zu finden, für ein erfüllteres zumindest.

Was die drei neugierigen Matchbesucher in Basel entdecken, ist desillusionierend: Manfred, der Schiedsrichter, sitzt traurig und einsam in seiner Garderobe, ein Gezeichneter des Fussball-

spiels, das ihm wenig Ruhm, wohl aber einen Flaschenwurf an den Kopf eingetragen hat. Und überdies hat er den Katzenjammer, weil er, als bald Fünfzigjähriger, demnächst als Ref abzudanken hat, was er eigentlich schon längst hätte tun sollen, weil das Herz ohnehin nicht mehr so recht mitmacht. Darüber hinaus erweist sich die Geschichte mit Inge als eine ziemliche Pleite, macht sich doch die Serviertochter in einer abgetakelten Beiz mehr über ihn lustig, als sie ihn liebt. Manfred, der strahlende Arbitre von Genf, erweist sich in Basel als einsames Würstchen. Wenn er nach dem Abschied von seinen drei Genfer Freunden mit der Fähre über den Rhein fährt, so wirkt das fast so, als hätte er die Fahrt über den Hades angetreten.
Dennoch endet Soutters Film nicht in Hoffnungslosigkeit und Resignation. Zwar trennen sich die drei Männer bei jener Raststätte an der Autostrasse, an der sie schon bei der Hinfahrt einen Zwischenhalt eingeschaltet haben. Aber sie sind durch die Zusammenkunft mit dem Schiedsrichter – nicht kraft der von ihm eigentlich erwarteten Entscheidungsgewalt, sondern vielmehr durch die Erkenntnis seiner eigenen Hilflosigkeit und Not – geläutert worden. Bruno (Jean-Marc Bory), der Architekt, findet immerhin die Kraft, nach Hause zurückzufahren, und es ist nicht auszuschliessen, dass seine Rückfahrt zur Heimkehr wird, auch wenn er seinen Wagen vorerst auch durch die finstere Nacht zu steuern hat. Paul (Jean-Pierre Malo) wiederum vermag sich endlich aus seiner Abhängigkeit vom Patron zu lösen. Er wird versuchen, die flüchtige Bekanntschaft mit der Serviertochter der Raststätte zu vertiefen. Der unstete Journalist Philippe (Pierre Clémenti) findet süsse Ruhe unter einem Kirschbaum.

«L'amour des femmes» ist ein Film über die Krise der Männer in der Lebensmitte; eine poetische Studie über die für viele erschreckende Feststellung, den Zeitpunkt für einen Neuanfang endgültig verpasst zu haben. Soutter versucht das darzustellen, indem er in einem ersten Akt die vertane Zeit und ihr fortwährendes Zerrinnen zeigt. Wie dabei Lebensinhalte verkümmern, eine Ehe zur blossen Lebensgemeinschaft verkommt und eine entsetzliche Leere um sich greift, das tönt Soutter mehr an, als dass er es wirklich ausspricht. Er ist kein Mann der groben Fakten, sondern er sucht die sanfte Umschreibung oder das Sinnbild. In einem zweiten Abschnitt hält der Regisseur die Zeit an. Er tut dies in einer Bar, und ich meine, dass dies ein gut gewählter Ort ist, weil viele Menschen Bars dazu auswählen, um die Zeit zu vertreiben oder anzuhalten. In der Bar also konfrontiert er seine Protagonisten mit dem Schiedsrichter und damit mit dem, was möglicherweise sein könnte. Im dritten Akt schliesslich schickt er Bruno, Paul und Philippe auf die Reise der Erkenntnis, die zwar nur von Genf nach Basel führt, aber doch lange genug ist, um einerseits die Legende von der Unfehlbarkeit des Schiedsrichters zu zerstören und andererseits eine Bilanz über das Bisherige zu ziehen. Der letzte Akt schliesslich führt zurück in den Alltag. Er ist frei von jener Aussteigermentalität, der mehr und mehr die Filme der Gegenwart prägt, frei von dieser Resignation vor dem Alltag, die in jedem zweiten Fernsehspiel über den Bildschirm flimmert und immer mehr auch auf den Kinoleinwänden Einzug hält. Er führt – ganz schlicht und gerade deshalb überzeugend – zu einem Ende hin, das alles offen lässt. Soutter weckt ein unbändiges Interesse an der Fortsetzung der Geschichte der vier Personen, um die sein Film kreist. Er legt ihr Schicksal gewissermassen in unsere Hände.
Wie weit «L'amour des femmes» an Profil gewinnt, hängt also nicht zuletzt davon ab, wie intensiv sich der einzelne Zuschauer mit den Charakteren im Film – und vielleicht auch mit dem Charakter des Films – identifizieren kann. Ohne die Geduld, sich in die eher stillen, aber stets gehaltvollen Bilder des hervorragenden Kameramanns Hans Liechti einzuleben, ohne die Mühe, hinter die scheinbare Oberflächlichkeit der Charaktere zu blicken, wirft Soutters Film nichts ab. Da rinnt er dem Betrachter wie Sand durch die Hände, bleibt er rein filmische Poesie ohne jeden Tiefgang.

KURZBESPRECHUNGEN

41. Jahrgang der «Filmberater-Kurzbesprechungen» 4. November 1981

Ständige Beilage der Halbmonatszeitschrift «ZOOM-FILMBERATER» – Unveränderter Nachdruck nur mit Quellenangabe ZOOM-FILMBERATER gestattet.

L'amour des femmes 81/281

Regie und Buch: Michel Soutter; Kamera: Hans Liechti; Musik: Patrick Juvet; Darsteller: Hein Bennent, Pierre Clémenti, Jean-Marc Bory, Jean-Pierre Malo, Aurore Clément, Séverine Bujard, Anne Lonnberg, Hilde Ziegler u. a.; Produktion: Schweiz/Frankreich 1981, SSR/Film & Video Productions, Lausanne, LPA Paris, 90 Min.; Verleih: Citel Films, Genf.

Das ist ein Film über die Krise der Männer in der Lebensmitte; eine poetische Studie über die erschreckende Feststellung, den Zeitpunkt für einen Neuanfang endgültig verpasst zu haben. Soutter versucht das nicht mit harten Fakten darzustellen sondern mit der sanften Umschreibung, dem Sinnbild; und nicht zuletzt auch, indem er seine vier Protagonisten, von denen jeder auch immer ein Teil des andern ist, auf ihrer Reise der Selbsterkenntnis mit Frauen konfrontiert, die in diesem Film die gefestigten, starken Persönlichkeiten sind. →21/81

E★

Die bleierne Zeit 81/282

Regie und Buch: Margarethe von Trotta; Kamera: Franz Rath; Musik: Nicolas Economou; Darsteller: Jutta Lampe, Barbara Sukowa, Rüdiger Vogler, Verenice Rudolph, Luc Bondy, Doris Schade, Franz Rudnick u. a.; Produktion: BRD 1981, Bisoskop/SFB, 109 Min.; Verleih: Rialto-Film, Zürich.
Zwei Schwestern, aufgewachsen in einem Pfarrhaus während der Adenauerzeit, engagieren sich politisch: Während Juliane als Mitarbeiterin einer Frauenzeitschrift den Weg der kleinen Schritte wählt, taucht die jüngere Marianne in Terrorkreisen unter, wird gefasst und stirbt in der Isolationshaft, worauf Marianne die ungeklärten Umstände ihres Todes aufzuklären sucht. In Anlehnung an das Schicksal von Cristiane und Gudrun Ensslin schildert Margarethe von Trotta sehr differenziert die Beziehung der beiden Schwestern und ihre menschlichen und politischen Auseinandersetzungen, wobei allerdings die «andere» Seite des Terrorismus, jene der Opfer, ausgespart bleibt. Dennoch ist dieser Film ein wichtiger Beitrag zur Problematik des politischen Widerstandes. →19/81 (S. 6) u. 22/81
E★★

The Cannonball Run (Auf dem Highway ist die Hölle los) 81/283

Regie: Hal Needham; Buch: Brock Yates; Kamera: Michael Butler; Musik: Al Capps und Snuff Garrett; Darsteller: Burt Reynolds, Dom DeLuise, Roger Moore, Farrah Fawcett-Majors, Dean Martin, Sammy Davis Jr., Jack Elam, Adrienne Barbeau, Peter Fonda, Bianca Jagger u. a.; Produktion: USA 1981, Golden Harvest/Albert S. Ruddy, 95 Min.; Verleih: 20th Century Fox, Genf.

Mit vielerlei Tricks versuchen die Teilnehmer am illegalen «Cannonball»-Rennen, das von der Ost- zur Westküste quer durch Nordamerika führt, die Konkurrenten auszuschalten und den Fallen der Polizei zu entgehen. Mit schrägen Typen bestückter Klamauk- und Slapstickfilm um ein verrücktes Rennen, das bereits zweimal verfilmt wurde. Das Vergnüglichste an diesem nicht gerade originellen Streifen sind einige bekannte Filmstars, die sich selber parodieren, und der mit verpatzten Szenen unterlegte Nachspann.

J

Auf dem Highway ist die Hölle los

TV/RADIO-TIP

Samstag, 7. November

20.00 Uhr, TV DRS

Die Schweizermacher

Spielfilm von Rolf Lyssy (Schweiz 1978) mit Walo Lüönd, Emil Steinberger, Beatrice Kessler. – Max Bodmer und Moritz Fischer, die beiden Einbürgerungsbeamten in der ironisch-satirischen Komödie, haben die Pflicht, einbürgerungswillige Ausländer auf ihre Tauglichkeit als Schweizer Bürger, auf ihr Portefeuille, Lebenswandel und Weltanschauung, zu prüfen. Dass beim Überprüfen der Kandidaten verschiedene Methoden und Massstäbe angewendet werden, erfahren ein deutscher Psychiater, ein italienischer Konditor und eine jugoslawische Ballettänzerin. Die selbstkritische Auseinandersetzung wird leider eingeschränkt durch die Liebesbeziehung Moritz Fischers zur hübschen Tänzerin, mit der er, nachdem er seinen Beamtenjob aufgegeben hat, die Schweiz ohne Rückflugbillet verlässt.

Sonntag, 8. November

19.30 Uhr, ZDF

Le Bunker (Der Führerbunker)

Fernsehfilm von George Schaefer (Frankreich/USA) mit Anthony Hopkins, Richard Jordan, Cliff Gorman. – Hitlers letzte Station, ein vierzehn Meter unter der Erde liegendes Betonverlies, Schauplatz des rund 45 Tage währenden Aufenthalts mit Eva Braun, seiner Lebensgefährtin, bis zum gemeinsamen Selbstmord, dem makaberen Abgang Hitlers von der welthistorischen Bühne. Drehbuch und Inszenierung nehmen sich einige Freiheiten, trotzdem leistet diese szenische Rekonstruktion eine angemessene Vorstellung von Hitlers letzten Tagen.

20.00 Uhr, TV DRS

Marooned (Verschollen im Weltraum)

Spielfilm von John Sturges (USA 1969) mit Gregory Peck, Richard Crenna, David Janssen. – Der Film erzählt von der dramatischen Rettungsaktion, die einem US-Raumschiff gilt. Irgendwo im Weltraum ist das Antriebssystem ausgefallen, die Rückkehr zur Erde scheint nicht mehr möglich zu sein: drei Männer sind im Raumschiff dem langsamen, qualvollen Verderben ausgesetzt. John Sturges hat keine übliche Science-fiction-Geschichte geschaffen, sondern ein Weltraumabenteuer mit aktuellen Realitätsbezug. Bemerkenswert ist, dass die Rettung mit Hilfe eines sowjetischen Raumschiffes, das zufällig zugegen ist, erfolgt, eine Geste der Völkerverständigung.

Montag, 9. November

10.00 Uhr, DRS II

Der Islam als Weltreligion

Um die Jahrhundertwende herrschte im Abendland die Ansicht vor, der Islam sei jedem Fortschritt unzugänglich und habe seine Rolle als Weltreligion in der Geschichte ausgespielt. Inzwischen ist diese These erschüttert: Der Islam ist als soziale und politische Macht wieder erstanden, eine Alternative zum Kommunismus, zur kapitalistischen westlichen Gesellschaft. Diesem Phänomen geht Dr. Ismail Amin in einem Vortrag nach, den er im Winter 1980/81 in einer Vortragsreihe an der Hochschule für Sozial- und Wirtschaftswissenschaften in St. Gallen gehalten hat.

23.00 Uhr, ARD

Paciorki jednege rozanca
(Wie Perlen im Rosenkranz)

Spielfilm von Kazimierz Kutz (Polen 1980) mit Augustyn Halotta, Marta Straszna, Ewa Wisniewska. – Karol Habryka, ein pensionierter Bergmann im früheren Oberschlesien, weigert sich, sein Häuschen zu verlassen und in einen der Betonklötze zu ziehen, die auf dem Gelände einer zum Abbruch verurteilten alten Siedlung hochgezogen werden. Er wehrt sich mit List und Tücke gegen die Funktionäre, die ihn unter Druck setzen, aber am Ende zieht der wackere alte Mann doch den kürzeren. Kazimierz Kutz liefert mit dieser stillen Satire auf Lebensumstände im heutigen Polen ein typisches Beispel für die Lust am kleinen Widerstand und die Reaktionen, die er auslöst.

Chorus 81/284

Regie: Mrinal Sen; Buch: M. Sen und Mohid Chattopadhyaya; Kamera: K. K. Mahajan; Musik: Anand Shankar; Darsteller: Utpa Dutt, Shekhar Chatterjee u. a.; Produktion: Indien 1974, M. Sen, etwa 90 Min.; Verleih: Cactus Film, Zürich.

«Chorus» beginnt mit theatralischer Verfremdung: Ein Sänger führt hintergründig in die parabelhaft stilisierte Binnenerzählung ein. In dieser geht es um Karikaturen von Mächtigen, die in ihrer Spielzeugfestung absurd das Schicksal der unterdrückten Massen managen. Die Schaffung von 100 neuen Arbeitsplätzen soll die 30000 Bewerber beruhigen. Stattdessen entwickelt sich aus der wachsenden Unzufriedenheit eine Bewegung mythischer Kraft, ein «Gespenst, das umgeht» und das mit keiner «Sicherheits»polizei zu fassen ist. Mrinal Sen lehnt sich in diesem Film besonders deutlich europäischen Ausdrucksformen der Gestaltung an und verwendet sie zu einer vielschichtigen Darstellung der sozialen Realität in der Dritten Welt.

E★

Echanges de partenaires (Wechselspiel der Begierden) 81/285

Regie und Buch: Frédéric Lansac; Darsteller: M. Munier, J. Keller, T. de Brème, G. Royer u. a.; Produktion: Frankreich 1976, Francis Leroi, 74 Min.; Verleih: Idéal Film, Zürich.

Ein junges Ehepaar – sie: «verklemmt und irgendwie pervers», er: «potent und verliebt» – verbringen ihre Flitterferien bei einem befreundeten Paar, das von einer «femme fatale» entzweit worden ist, die ihr böses Hand- und Mundwerk auch gleich bei den Frischvermählten einsetzt. Wenn auch die Story psychologisch wenig glaubhaft konstruiert ist – was ja auch nur die Kritiker kümmert –, so ist dieser Pornofilm immerhin um ästhetische Aufnahmen besorgt und sorgfältiger als genreüblich inszeniert. Die penetrante deutsche Synchronisation ist dagegen absolut nerv- und lusttötend.

E

Wechselspiel der Begierden

From Mao to Mozart: Isaac Stern in China (Isaac Stern in China) 81/286

Regie und Buch: Murray Lerner; Künstlerische Leitung: Allan Miller; Schnitt: Thomas Haneke; Musik: Bach, Beethoven, Mozart u. a.; Produktion: USA 1980, Harmony Film Group/Murray Lerner, 84 Min.; Verleih: Monopol-Films, Zürich.

Der eindrückliche Dokumentarfilm berichtet von einer dreimonatigen Reise des Geigers Isaac Stern 1979 in China und seinen Begegnungen mit kleinen und grossen Musikern. Auf menschlich feine und humorvolle Art findet dieser Botschafter der Musik, obwohl durch Generationen und Kulturen von seinen Gastgebern getrennt, unmittelbaren Kontakt zu den chinesischen Künstlern, denen er mit seiner Vitalität und seinem überwältigenden pädagogischen Einfühlungsvermögen etwas von der Seele der abendländischen Musik vermitteln kann. Der Film ist auch ein packendes Dokument einer funktionierenden Kommunikation zwischen sich fremden Menschen, Völkern und Kulturen. →21/81

J★★

Isaac Stern in China

Der Hunger, der Koch und das Paradies 81/287

Regie und Buch: Erwin Keusch und Karl Saurer; Kamera: Pio Corradi; Musik: Pierre Läderach, René Szarvas u. a.; Darsteller: Dieter Moor, Erika Eberhard, Fredy Meier, Franz-Josef Egli, Daniel Fruttiger u. a.; Produktion: Schweiz/BRD 1981, Cactus Film für SRG und ZDF, 16 mm, 88 Min.; zur Zeit nicht im Verleih, später voraussichtlich Cactus Film, Zürich.

In Anlehnung an ihren früheren Film «Das Brot des Bäckers» erzählen die Ko-Autoren eine Liebesgeschichte, in der die beiden Protagonisten Handlungssituationen durchlaufen, die für soziale Probleme des Koch-Berufes typisch sind. Die nach soziologischen Kriterien gebaute Story wirkt zum Teil konstruiert, wird jedoch durch eine listig-ironische Montage aufgebrochen, verfremdet. Die Verbindung von genau recherchierten Versatzstücken aus der Wirklichkeit, fiktional verdichteten Elementen, eingeblendeten Zitaten und sparsamen Kommentaren kann zum vergnüglichen Denken anregen. →22/81

E★

Dienstag, 10. November

19.30 Uhr, DRS I

Portrait von Beuz

Hörspiel von Heinz Wegmann, Regie: Walter Baumgartner. – Ein Mann «in den besten Jahren» macht sich Gedanken über sich selber, über die verschiedenen Rollen, die er zu spielen hat: als Berufsmann, als Ehemann und als Vater. Er versucht sich klarer zu werden über sein Verhältnis zur Arbeit, zur Macht, zur Partnerin und zu seinen Kindern. Er nähert sich seinen Gefühlen und seinem Körper. Träume und Erinnerungen vermischen sich in diesem Portrait mit Alltagsprotokollen der Gegenwart.

20.55 Uhr, DRS II

«Die Ästhetik des Widerstands»

Zu seinem «Abendstudio»-Beitrag über das Romanwerk von Peter Weiss schreibt Heiko Strech: «Der im schwedischen und damit sprachlichen Exil lebende deutsche Schriftsteller Peter Weiss ist als Dramatiker weltweit bekannt geworden, vor allem als Verfasser des Theaterstücks «Die Verfolgung und Ermordung Jean Paul Marats...» Dabei war er zunächst als Schreiber bildmächtiger Prosa hervorgetreten, fand aber nur als Geheimtip unter Eingeweihten Beachtung. «Die Ästhetik des Widerstands» handelt von den Kämpfen der internationalen Arbeiterschaft im 20. Jahrhundert. Tragisch die Höhepunkte des Bürgerkriegs in Spanien, des Widerstands gegen den Faschismus, der Bruderkämpfe zwischen Sozialdemokraten und Kommunisten, schliesslich die Perversion der Arbeiterbewegung im «Realen Sozialismus». Die Romantrilogie wird in der Sendung in den inhaltlichen und formalen Zusammenhang des Gesamtwerks von Peter Weiss gestellt, der am 8. November 65 Jahre alt wird.

Donnerstag, 12. November

16.05 Uhr, DRS I

Dr Job vom Novämber

Hörspiel von Heinrich Henkel, Regie: Stephan Heilmann. – Giancarlo, gilt nach Drogenentzug und zweijähriger Therapie für das Arbeitsamt als «schwer vermittelbar». Marcel, ein erfahrener Handwerker, den «Gianky» auf einer Baustelle kennengelernt hat, erzählt, dass er sich selbst an Firmen vermittelt, und empfiehlt Gianky, es ebenfalls zu versuchen. Sein Einsatz scheitert aber am Unverstand und den Vorurteilen der etablierten Meister und älteren Arbeiter. Er macht sich auf die Suche nach alten Bekannten aus dem Drogenmilieu. Mit diesem Hörspiel wird uns die Frage gestellt nach unserem Verhalten gegenüber Jugendlichen mit abweichenden Entwicklungs- und Verhaltensmustern und was sie zum «aussteigen» bewegt. Ihre Ängste, Realitätsflucht, Drogenkarriere werden in diesem aktuellen Hörspiel aufgegriffen. (Zweitsendung: Dienstag, 17. November, 19.30 Uhr)

Freitag, 13. November

20.15 Uhr, ARD

Kontrakt (Die Braut sagt nein)

Spielfilm von Krzysztof Zanussi (Polen 1980) mit Magda Jaroszowna, Krzysztof Kolberger, Tadeusz Lomnicki. – Die junge Polin Lilka schockiert ihren Bräutigam und die Gäste, als sie vor dem Pfarrer das Ja-Wort verweigert. Sie hat nämlich zwischen standesamtlicher und kirchlicher Trauung den Eindruck gewonnen, dass ihr Lebensgefährte auf dem besten Wege ist, sich korrumpieren zu lassen. Ihr reicher Schwiegervater bittet dennoch zur Hochzeitsfeier, das turbulente Fest endet im Chaos. Zanussis satirische Komödie ist eine bissige Abrechnung mit dem neu-polnischen Establishment. Sie kam an die Öffentlichkeit, als im Gefolge der Danziger Streiks die fatale polnische Realität offenbar wurde.

Samstag, 14. November

20.15 Uhr, ARD

Die Knapp-Familie

Dreiteilige Fernsehreihe von Stephan Meyer, mit Rosel Zech, Eberhard Fechner, Verena Reichhardt. – Elfriede Knapp, Anfang 40, eine Frau mit immensem Tatendrang ist das eigentliche Haupt der Familie. Ihrem Mann fällt es oft schwer, sich bemerkbar zu machen. Er ist aber doch froh in Ruhe gelassen zu werden von Frau und Kindern, schliesslich schreibt der Bergmann nach der Arbeit an einem grossen historischen Roman aus der Zeit der französischen Revolution und hat sich mit Putzi, einer Bibliothekarin, angefreundet. Er bemerkt kaum, dass ihre Wohnsiedlung abgerissen werden soll. Dagegen wehrt sich die Familie gemeinsam mit den Nachbarn. Die Serie beginnt mit «Die Gretelfrage» in der eine Dreier-Hochzeit geplant wird von Elfriede. (Weitere Sendetermine: 28. November; 12. Dezember)

Lady Chatterly's Lover (L'amant de Lady Chatterley) 81/288

Regie: Just Jaeckin; Buch: Christopher Wicking und J. Jaeckin nach dem gleichnamigen Roman von D. H. Lawrence; Kamera: Robert Fraisse; Darsteller: Sylvia Kristel, Shane Briant, Nicholas Clay, Ann Mitchell, Elizabeth Spriggs, Peter Bennett u. a.; Produktion: USA/Frankreich 1981, Golan-Globus/Ciné-Artist, etwa 90 Min.; Verleih: Rialto Film, Zürich.

Ein junger englischer Adliger kehrt gelähmt aus dem Krieg zurück und ermuntert seine Frau, sich einen Liebhaber zu nehmen. Sie verliebt sich in einen kräftigen Wildhüter, für den sie schliesslich ihren Mann verlässt. «Emanuelle»-Regisseur Jaeckin hat inzwischen gelernt, dass Erotik nicht nur mit nackter Haut zu tun hat, sondern vor allem mit Gefühlen und Spannungen in menschlichen Beziehungen. Immerhin ist die Inszenierung sehr gepflegt und sogar temporeich, und die pathetische Musik vermittelt etwas von der Dramatik, die den Akteuren abgeht.

E

L'amant de Lady Chatterley

Looks and Smiles 81/289

Regie: Ken Loach; Buch: Barry Hines; Kamera: Chris Menges; Schnitt: Steve Singleton; Darsteller: Graham Green, Carolyn Nicholson, Phil Askham, Pam Darrell, Tony Pitts, Patti Nichols u. a.; Produktion: Grossbritannien 1980, Black Lion/Kestrel/MK 2, 104 Min.; Verleih: Parkfilm, Genf.

In einfühlsamen, unaufdringlichen Bildern erzählt Ken Loach die verzweifelte Suche des jungen Mike Walsh nach Arbeit in der mittelenglischen Stadt Sheffield. Im England mit seiner Million jugendlichen Arbeitslosen hat Mike jedoch kaum eine Chance. Als Ausweg bleiben ihm nur: zweimal wöchentlich stempeln im Arbeitsamt oder die Armee. Um Mike und seine Freunde hat Loach eine Geschichte gedreht, die an die besten Zeiten des englischen «Free Cinema» erinnert und in seiner Ehrlichkeit und Zurückhaltung, aber auch in seiner präzisen Filmsprache seinesgleichen sucht. – Ab etwa 14. →21/81

J★★

Nach Mitternacht 81/290

Regie: Wolf Gremm; Buch: Annette Regnier und W. Gremm nach dem gleichnamigen Roman von Irmgard Keun; Kamera: Michael Steinke; Musik: Charles Kalman; Darsteller: Désirée Nosbusch, Wolfgang Jörg, Nicole Heesters, Hermann Lause, Krista Stadler, Marion Kracht, Kurt Weinzierl, Hans Peter Hallwachs u. a.; Produktion: BRD 1981, Regina Ziegler/Paramount/CCC Filmkunst, 106 Min.; Verleih: CIC, Zürich.

Ein junges Mädchen erlebt die Welt der Erwachsenen als spiessig, sinnenfeindlich und verlogen; gleichzeitig aber auch als Ausdruck der absurden Rituale des Nationalsozialismus. Der Weg zur Selbständigkeit wird dadurch zu einem Weg zum Antifaschismus. Wolf Gremm hat den satirisch-provokativen Ton der 1937 entstandene Buchvorlage gut, das Klima der dreissiger Jahre indes weniger gut getroffen. →22/81

E

Parashuram (Der Mann mit der Axt) 81/291

Regie: Mrinal Sen; Buch: M. Sen und Mohit Chattopadhyaya; Kamera: Ranjit Roy; Musik: B. V. Karanth; Darsteller: Arun Mukherjee, Bisvas Chakraborty, Nirmal Ghosh, Sreela Majumdar u. a.; Produktion: Indien 1978, Department of Information, Calcutta, 99 Min.; Verleih: Cactus Film, Zürich.

Eine Parabel von einem indischen Landflüchtling, der bei den Slumbewohnern einer Grossstadt herumzieht und schliesslich bei seiner Arbeit tödlich verunfallt. Der Film gibt reichlich Einblick in die soziale Wirklichkeit indischer Slumbewohner und hat zudem durch den Einbezug traditioneller Volksliteratur (wonach der «Mann mit der Axt» ein mythischer Held war) etwas Gleichnishaftes, wobei die heutige Figur des «Parashuram» tragisch endet.

J★

Der Mann mit der Axt

Sonntag, 15. November

16.45 Uhr, ARD

Ein Kulturhaus in der DDR oder Auf der Suche nach der sozialistischen Persönlichkeit

In der DDR sind nach dem Kriege 1041 Kulturhäuser entstanden. Im Bericht von Walter Leo und Constantin Pauli steht das Kreis-Kulturhaus «Erich Weinert» der Stadt Schwedt an der Oder, im Mittelpunkt. Arbeitsplatz und Kultur gehören in der DDR zusammen. Die Kulturhäuser sollen helfen, die Bevölkerung am kulturellen Leben zu beteiligen. Kultur soll nicht Sache einer kleinen gebildeten Schicht bleiben, sondern möglichst viele Werktätige erreichen. Trägerschaft sind Behörden, Gemeinden und Betriebe.

21.55 Uhr, ARD

Andreas E.

Ein Junge wehrt sich gegen seine Krankheit, Selbsterfahrungen eines Kindes, das nach einer schweren Krankheit (familiäre Polypose) in einem langwierigen Genesungsprozess extreme Lebenssituationen auszuhalten lernte: sechs Operationen, Entfernung des Dickdarms, Überlebenschance zugesichert, Erfahrungen auf Intensivstationen, leben zwischen Bett, Tisch und Toilette. Er überlässt sich nicht passiv seiner Krankheit. Trotz vieler Rückfälle nimmt er den Kampf mit der Krankheit auf. Woher nimmt er die Kraft, damit fertig zu werden? Fragt nicht auch er sich: «Warum gerade ich?» Diese Langzeitdokumentation von Gisela Reich nimmt den Gesichtspunkt des Kindes ein und ist ein Lehrstück für Erwachsene.

Montag, 16. November

23.00 Uhr, ARD

Barwy Ochronne (Tarnfarben)

Spielfilm von Krzysztof Zanussi (Polen 1976) mit Piotr Garlicki, Zbigniew Zapasiewicz. – Während eines akademischen Ferienkurses gerät der idealistische Assistent Jaroslaw an den Dozenten Jakub, der in konsequentem Opportunismus die einzige Garantie für eine wissenschaftliche Karriere sieht und danach handelt. Als Jakub spürt, wie der jüngere Kollege ihn innerlich verurteilt, bemüht er sich, Jaoslaw die fatale Berechtigung seiner zynischen Haltung zu demonstrieren und ihn in sein Fahrwasser zu drängen. Zanussi zeigt in seinem Film die Situation des Idealisten in einer von Anpassung, Opportunismus und Korruption bestimmten Umwelt und zeichnet ein beklemmendes Bild von der Verzerrung akademischer Freiheit, das auch Vergleiche zu andern Ländern als Polen nahelegt.

Dienstag, 17. November

15.15 Uhr, TV DRS

Angst essen Seele auf

Im Rahmen der Sendereihe «Da capo» präsentiert Megge Lehmann den Spielfilm von Rainer Werner Fassbinder (BRD 1973) mit Brigitte Mira, El Hedi Ben Salem, Barbara Valentin. – Fassbinder erzählt auf eine provozierend einfache Weise die Geschichte der schwierigen Verbindung einer älteren Witwe und Putzfrau mit einem eine Generation jüngeren marokkanischen Gastarbeiter. Ihre Liebe entzündet sich an Einsamkeit, gesellschaftlicher Isolierung und der gehässigen Reaktion der Umwelt. Innere Probleme dieser Verbindung brechen auf, sobald die Umwelt die Verwertbarkeit des Paares entdeckt und es vom äusseren Druck befreit. Ein menschlich bewegender Film gegen die Missachtung von Rassen, Alten und Aussenseiter.

22.05 Uhr, ZDF

Wise Blood (Die Weisheit des Blutes)

Spielfilm von John Huston (USA/BRD 1979) mit Brad Dourif, Ned Beatty, Harry Dean Stanton. – Eine Kirche Christi ohne Christus verkündet ein junger Amerikaner, der aus dem Militärdienst in die Südstaaten zurückkehrt und dort die Prediger-Tradition seiner Familie in eine radikale Verneinung des Glaubens verkehrt. Sein absurdes sektiererisches Prophetentum und ein Milieu, in der Vorurteile genau so gedeihen wie religiöser Fanatismus und gierige Heilserwartung, werden von John Huston in einer Mischung von Aussenseiterdrama und böser Groteske dargestellt und ätzender Kritik unterzogen.

23.00 Uhr, ARD

Nashville

Spielfilm von Robert Altman (USA 1975) mit David Arkin, Barbara Baxley, Ned Beatty. – Nashville (Tennessee), die Hauptstadt des «Country and Folk Song», rüstet

Stone 81/292

Regie: Sandy Harbutt; Buch: S. Harbutt und Michael Robinson; Kamera: Graham Lind; Musik: Billy Green; Darsteller: Ken Shorter, Helen Morse, Hugh Keays-Byrne, Vincent Gil u. a.; Produktion: Australien 1974, Hedon, 100 Min.; Verleih: Rex Film, Zürich.

Ein junger Polizist tritt in eine Rockerbande ein, um mehrere Morde aufzuklären. Stellenweise voll unnötiger Brutalität und durch die unkritische Verklärung des Rocker-Daseins äusserst fragwürdig.

E

La storia di un uomo ridicolo 81/293
(Die Geschichte eines lächerlichen Mannes)

Regie und Buch: Bernardo Bertolucci; Kamera: Carlo Di Palma; Musik: Ennio Morricone; Darsteller: Ugo Tognazzi, Anouk Aimée, Laura Morante, Victor Cavallo, Olimpia Carlisi, Vittorio Caprioli, Renato Salvatore u. a.; Produktion: Italien/Frankreich 1980, Ladd Company, etwa 100 Min.; Verleih: Warner Bros., Zürich.
Die mit Ironie erzählte Geschichte eines italienischen Käsefabrikanten, dem sein Sohn entführt wird und der aus der Situation das beste zu machen versucht: Da er nicht recht durchschaut, wer gegen wen agiert, kommt er auf die Idee, mit dem Lösegeld wenigstens seine Firma zu sanieren. Bertolucci schildert mit maliziösem Vergnügen ein Versteck- und Verwirrspiel um Geschäft, Ideologie und Gewalt, das die alltägliche Wurstelei in Italien sarkastisch zur Anschauung bringt. →22/81

E★ Die Geschichte eines lächerlichen Mannes

Tales of Ordinary Madness/Storia di ordinaria follia 81/294

Regie: Marco Ferreri; Buch: Sergio Amidei, M. Ferreri, Anthony Foutz, nach Geschichten von Charles Bukowski; Kamera: Tonino Delli Colli; Musik: Philippe Sarde; Darsteller: Ben Gazzara, Ornella Muti, Susan Tyrell, Tanya Lopert, Elisabeth Long, Lewis Cianelli u. a., Produktion: Italien/Frankreich 1981, Jacqueline Ferreri für 23 Giugno/Ginis, 107 Min.; Verleih: Citel Films, Genf.

Marco Ferreri hat glücklicherweise Bukowskis ewiggleiche Sauf- und Sexgeschichten nicht kongenial für die Leinwand adaptiert. Er hat sich inspirieren lassen von Fragmenten der Szenerie und der Charaktere, schafft daraus aber einen eigenen, hochstilisierten Mikrokosmos der Gosse. Serking, der schreibende Clochard, und Cass, die schöne Prostituierte, erfahren ihre Selbstbehauptung nur noch in der Selbstzerstörung; sie radikaler, er weniger, weil er ein bisschen Poesie noch bei den Frauen findet. →21/81

E★ Storia di ordinaria follia

Tarzan, the Apeman (Tarzan – Herr des Urwaldes) 81/295

Regie: John Derek; Buch: Tom Rowe und Gary Goddard, nach dem Roman von Edgar Rice Burroughs; Kamera: J. Derek; Musik: Perry Botkin; Darsteller: Bo Derek, Richard Harris, Miles O'Keete, John Phillip Law, Akshula Selayah, Steven Strong u. a.; Produktion: USA 1981, Svengali, 106 Min.; Verleih: CIC, Zürich.

Eigentlich sollte der Film «Jane, der Dschungel-Nackedei» heissen, denn mehr als um den berühmten Affenmenschen geht es in dieser John- und Bo-Derek-Familienproduktion um Tarzans Gefährtin Jane Parker, die ihren Forschervater auf irgendeiner Urwaldexpedition begleitet. Noch und noch und immer wieder geht Bo dabei baden, freiwillig, unfreiwillig, bekleidet ebenso wie nackt, damit das Publikum ob ihrer aufregenden Brust das völlige Fehlen einer Handlung und den Dilettantismus in der Inszenierung übersieht. – Ab etwa 14 möglich.

E Tarzan – Herr des Urwaldes

sich zum 200. Geburtstag der Vereinigten Staaten. Die Manager eines Präsidentschaftskandidaten gewinnen die populärsten Sänger zur Teilnahme an einer Wahlshow, an der es zu einem Attentat kommt. Robert Altmans Film ist ein faszinierendes und ausserordentlich komplexes Selbstporträt Amerikas, das Politik, Unterhaltungsindustrie und Privatleben als Bestandteile einer manipulierten Konsumwelt entlarvt, in der Menschlichkeit bei der hektischen Jagd nach Erfolg unter die Räder gerät. Eindrucksvoll unterstützt wird die kritische Intention durch die Musik und die Liedertexte. Eigens für den Film wurden 27 Songs komponiert, sie tragen wesentlich zu seiner Authentizität bei.

Mittwoch, 18. November

16.50 Uhr, ZDF

Land des Schweigens und der Dunkelheit

Monographie über die Hände einer taubblinden Frau; deutscher Dokumentarfilm von Werner Herzog (BRD 1971). – Dieser Film berichtet vom Schicksal der 56jährigen Fini Straubinger, die im 16. Lebensjahr das Augenlicht und zwei Jahre später ihr Gehör verloren hat. Er schildert zunächst ihr Leben, das aus einem verzweifelten Kampf um Kontakt mit der Welt besteht. Man sieht sie mit Leidensgefährten bei einem Zoobesuch in einem Gewächshaus, wo diese Menschen mit ihren Händen die Welt zu «begreifen» versuchen. Werner Herzog hat über das Schicksal taubblinder Menschen in der BRD keinen der üblichen Dokumentarberichte gedreht, sondern einen Bericht in Selbstzeugnissen von Menschen, deren Leid anschaulich wird und denen sich Herzog mit Respekt und Takt nähert.

22.40 Uhr, TV DRS

Der grosse Hu und andere Geschichten aus dem Muotathal

Ein Fernsehfilm von Stanislav Bor und Franz Ulrich. Früher sassen die Bergbauernfamilien am Wochenende und an langen Winterabenden oft im Schein einer Petroleumlampe beisammen und erzählten Sagen und Geschichten, die sich in der näheren Umgebung ereignet, oder die sie selbst erlebt hatten. Unter anderem auch die Geschichte vom «grossen Hu», einem unbestimmbaren Wesen, dessen schauerlich tiefe Stimme in einsamen Gegenden zu hören war. Als wichtiges Element für die Entstehung der geheimnisvollen, oft unerklärlichen Geschichten, bezieht der Film Natur und Landschaft mit ein, die die Phantasie der Menschen anregt, ihre Umwelt mit Ereignissen und Gestalten belebt.

Donnerstag, 19. November

20.00 Uhr, TV DRS

Der Hunger, der Koch und das Paradies

Fernsehfilm von Erwin Keusch und Karl Saurer, ein Film in 13 Gängen. «Warum nicht Koch werden?» fragt sich der junge Robert Brauchli, als er von der Berufswahl steht. «Welche Art Koch?» überlegt er sich: Aufstieg in der Küchenbrigade mit ihrer strengen Hierarchie, Saisonstellen in renommierten Häusern; geregelte, langweilige Arbeit in grossen Restaurantketten oder Werkkantinen, eine eigene «Fressbeiz», verlockende Angebote aus Übersee? Die Entscheidung fällt ihm nicht leicht. Unterstützt wird er dabei von seiner Freundin Edith, Serviertochter in Davos. Der Film zeigt die private Entwicklung der beiden Protagonisten vor dem Hintergrund der Hotel- und Restaurantküchen. Erwin Keusch und Karl Saurer, bekannt durch ihren Film «Das Brot des Bäckers», haben für ihren neuen Film eingehende Milieu- und Fachstudien betrieben.

Freitag, 20. November

22.00 Uhr, TV DRS

Le Samourai (Der eiskalte Engel)

Spielfilm von Jean-Pierre Melville (Frankreich/Italien 1967) mit Alain Delon, Nathalie Delon, Cathy Rosier. – Die letzten 48 Stunden eines Einzelgängers, der für Geld mordet und selbst zum Gejagten wird. Melvilles bemerkenswerter Versuch einer Betrachtung über die Einsamkeit anhand eines nach amerikanischen Vorbildern gestalteten Gangsterfilms. Die meisterhafte Regie, das eindringliche Spiel Alain Delons und die eine stimmige innere Atmosphäre schaffende Fotografie Henri Decaes machen diesen Film zum Klassiker des Genres.

(Die Schönheit der Bilder und den sanften Fluss der Montage wird allerdings auch zu respektieren wissen, wer den Film von seiner Aussage her nicht mag.) In diesem Sinne ist Soutters neues Werk nicht leicht konsumierbar, wiewohl es auch dieses Mal wieder mit einer Leichtigkeit daherkommt, die stets von neuem überrascht.

«L'amour des femmes» habe ich mir sagen lassen, könne sprachlich durchaus auch «L'amour pour les femmes» bedeuten. Die Liebe der Frauen, das ist durchaus deren Bereitschaft, sich immer wieder von neuem der Männer anzunehmen, ihre Schwäche und Hilflosigkeit zu akzeptieren. Das ist aber auch die Kraft, im entscheidenden Augenblick nein zu sagen, wie Sonja das tut, wenn Philippe sie fragt, ob er sie erneut treffen dürfe – nicht weil sie ihn nicht mag, sondern weil sie weiss, dass die Grundlage für ein gemeinsames Leben fehlt. Liebe für die Frauen beinhaltet einerseits die Aufforderung zur Überprüfung männlichen Rollenverhaltens, andererseits wird damit das Unvermögen der Männer angetönt, ohne Frauen leben zu können, und schliesslich wird damit auch ein Programm des Films beschrieben: Auch wenn die Auftritte der Frauen eher kurz sind, so spielen sie doch keine nebensächliche Rollen. Soutter sieht in ihnen die gefestigten Persönlichkeiten, die – mehr als die Männer – wissen, was sie wollen. Sie haben die Kraft des Beständigen, wie das Wasser, das im Film immer wieder zu sehen ist: der Spiegel des Genfersees, der sich in wechselndem Lichte immer wieder anders zeigt, aber doch unweigerlich da ist, der stete Fluss des Rheins, dessen Fluten unbeirrt einem Ziel entgegensteuern. Urs Jaeggi

---

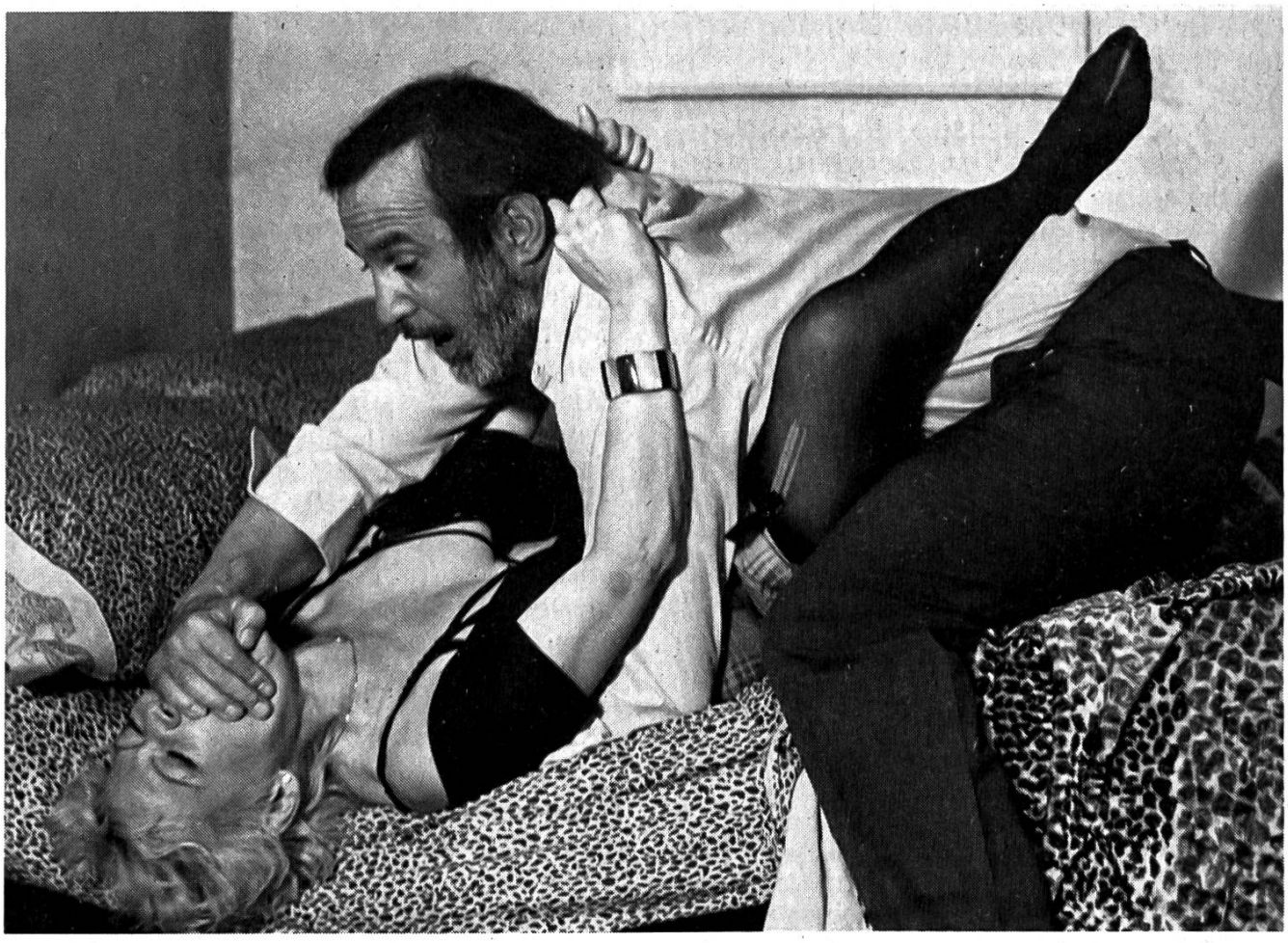
Internationale Stuttgarter Trickfilmtage

Das Stuttgarter Kommunale Kino veranstaltet vom 18. bis 23. 1. 1982 die «Internationalen Stuttgarter Trickfilmtage» (I. S. T.). Zu diesem Festival sind alle Trickfilmer der Welt eingeladen, mit ihren Filmen teilzunehmen. Die I. S. T. wollen nicht nur ein Medium fördern, das in seiner künstlerischen Bedeutung noch sehr verkannt wird, sondern auch dazu beitragen, künstlerisch wertvollen Trickfilmen den ihnen zukommenden Stellenwert zu geben. Für alle schmackhaft gemacht werden die I. S. T. durch einen Wettbewerb, in dem die besten Trickfilme ermittelt und prämiert werden. Für die Prämierung der Filme ist ein Betrag von DM 5000 ausgesetzt. Wer an einer Teilnahme interessiert ist, kann Informations- und Bewerbungsmaterialien bei folgender Adresse anfordern:
Internationale Stuttgarter Trickfilmtage (I. S. T.), c/o Kommunales Kino, Kernerstr. 42 b, D-7000 Stuttgart 1.

Tales of Ordinary Madness/Storie di ordinaria follia

Italien/Frankreich 1981. Regie: Marco Ferreri (Vorspannangaben s. Kurzbesprechung 81/294)

«Schon wieder Bukowski...» – die Nachricht, dass der flatulenzfördernde Suff- und Sex-Eintopf dieses «poète maudit» nun auch auf der Leinwand serviert werden sollte, veranlasste zum Stosseufzer. Nicht weiter erstaunlich war, dass sich ausgerechnet ein europäischer Regisseur des deutschstämmigen Amerikaners annehmen würde; das war sogar vorauszusehen, erregten doch die literarischen «Colic Strips» dieses Walt Disneys des Untergrundes vor allem bei der sich progressiv gebenden Kulturschickeria Deutschlands und Frankreichs das zu erwartende Aufsehen. Wer gerade dem Trick-und-Track-Lesealter entstiegen war, pubertierte nun mit Fick und Fuck im Bukowskischen Unterleibs-Universum. Motto: Keiner zu klein, ein revoluzzendes Schweinchen zu sein. Bukowski, das Schaf im Wolfspelz, jagte ihnen wohlige Schauer über den Rücken – der geistige Kleinbürger aus den kalifornischen Slums beherrschte die Attitüden des



Bürgerschrecks; die Verehrung der Bürger war ihm sicher. Er wurde zur Kultfigur all jener Verspäteten, die dem «American Dream» zum x-ten Male abschworen, um ihn in Ermangelung eines Bessern durch den «American Wet Dream» zu ersetzen.
Doch halte man von Bukowski, was man wolle; Die amerikanische Literatur in ihrer enormen Vielfalt verkraftet mühelos auch noch die kümmerlichsten Epigonen von Hemingway, Miller und Kerouac. Weniger Nachsicht verdienen wohl die masslose Überschätzung und billige Heroisierung dieses Schriftstellers und seiner stark autobiografischen Erzählerfiguren, wie sie von einem Teil des europäischen Publikums gepflegt werden. Umso dankbarer ist man Marco Ferreri dafür, dass er mit der filmischen Umsetzung von Bukowskis Schreibe nicht der gleichen verniedlichenden Sozialromantik huldigt, mit welcher sowohl Bukowski selbst – wenn auch in rüder Form, was nur scheinbar ein Paradox ist – als auch seine ihn verehrenden Leser dem materiellen und spirituellen Elend dieser Säufer- und Hurenwelt begegnen.
Nicht, dass Ferreri nicht auch romantisieren würde, aber er schafft in künstlerischer Unabhängigkeit von der Vorlage einen eigenen, hochstilisierten Mikrokosmos der Gosse, in welchem die Romantik nicht dem realen Mangel an Lebensmöglichkeiten und den dadurch erzeugten Aggressionen und Frustrationen gilt, sondern eigentlich dem «Trotzdem», den den Umständen abgetrotzten Überresten an Menschlichkeit. Diese haben allerdings gar nichts mehr zu tun mit der Sauf- und Potenzprotzerei, die einzig Bukowskis Macho-Helden noch auf tönernen Füssen hält. Jene scheppern zwar lauter und ziehen darum auch die Schwerhörigen an, aber Ferreris leiserer filmischer Ausdruck ist ungleich überzeugender und gekonnter. Man kann ihm diese künstlerische Umgestaltung, dieses Abheben in die Poesie, in die Schönheit der Bilder wahrscheinlich mit guten Gründen anlasten – wie das getan wurde –, aber man wird sich dieser Poesie nicht entziehen kön-

nen. Hier arbeitet einer original und mit Meisterschaft; so betrachtet ist es verständlich, dass Ferreri sich nur ungern auf eine mögliche Verwandtschaft mit Bukowski befragen lässt. Nicht kongenial – glücklicherweise – hat er einige von dessen Geschichten (aus: «Erections, Ejaculations, Exhibitions, and General Tales of Ordinary Madness») für die Leinwand adaptiert, sondern er hat sich inspirieren lassen von Fragmenten, Fragmenten der Szenerie, der Charaktere, ihrer Erfahrungs- und Ausdrucksweise. Diese Impulse aber verarbeitet er mit eigenem Formulierungsvermögen, mit jenem Stil eben, mit dessen Verkündung der Film beginnt.

Die Vorlesung, gehalten allerdings in unorthodoxem Rahmen, handelt von jenen, die Stil haben und jenen, die keinen haben («Dogs got style. But not all dogs got style, some dogs got style. Cats got style...»), und lustlos heruntergeleiert wird sie vom schriftstellernden Clochard Charles Serking, wie Bukowski sich in pathetischem Symbolismus zu nennen beliebt (searching = suchend) – von Kunstfigur wird kaum mehr reden, wer Bukowski schon gesehen und gehört hat.

Gemäss dieser Rhetorik also – beschränkt wie sie ist, äussert sich ihr Wahrheitsgehalt im folgenden doch augenfällig – könnte man mit Serking sagen: Ferreri hat Stil, wo Bukowski keinen hat. Aber eben, was heisst das? Wie beschreibt man Stil, oder allenfalls die Abwesenheit von Stil, wenn man ihn zu erspüren glaubt? Hat es damit zu tun, dass Ferreri den Personen und Dingen, die er zeigt, eine Seele gibt? Dass er aus dem Säufer und der Hure wirklich Suchende macht, selbst wenn diese Suche in Selbstzerstörung endet? Ferreri und seine Drehbuch-Mitautoren Sergio Amidei und Anthony Foutz beseelen die beiden mit so etwas wie Liebesfähigkeit oder zumindest mit der Sehnsucht danach. Dieser Serking ist keine seelenlose «Fickmaschine» (so der Titel einer der Short Stories), kein brutaler Vergewaltiger, der seinen Hass dort ablädt, wo mit dem kleinsten Widerstand zu rechnen ist, um wenigstens an «Männlichkeit» zu erzwingen, was ihm an Menschlichkeit abhanden gekommen ist.

Ben Gazzara in der Rolle von Serking wäre denn auch, wollte man Bukowski auf der Leinwand «lesen», eine eindeutige Fehlbesetzung – dafür hätte man wohl jemanden wie Klaus Kinski anheuern müssen. Gazzaras intelligentes Gesicht, seine warmen Augen, seine gutmütige Selbstironie allein genügen, um die paar unnötigen Kruditäten noch erträglich zu machen, in welchen die Vorlage am deutlichsten durchschimmert. Dass an solchen Stellen zudem ein beinahe parodistisches Element auftaucht – wie etwa in der Episode mit der bedauernswerten Susan Tyrrell, die sich beim blossen Anblick des Helden vor Erregung jeweils in tiefe Ohnmachten katapultieren muss – tut ein weiteres, dass gelegentlicher Ärger die Sicht auf's Ganze nicht negativ trübt.

Ornella Muti, nicht eine der talentiertesten Schauspielerinnen, erreicht als Cass keineswegs die Präsenz und Ausstrahlung von Gazzara, aber die eine Stärke, die sie hat, ihre exotische Schönheit, wird thematisch stimmig eingesetzt und kontrastiert effektvoll mit der Plastik-Schäbigkeit der amerikanischen Slum-Szenerie. Ein weibliches alter ego zu Serking, liegt auch ihre Selbstbehauptung in der Selbstzerstörung, und damit insbesonders in der Verstümmelung ihrer Schönheit und ihres Geschlechts, ihrem einzigen Kapital zum Überleben in dieser ihrer Welt. Nur ist sie ungleich konsequenter als Serking. Dieser sucht und findet ein Stück Heil noch bei den Frauen, ihnen läuft er nach wie ein getretener Hund mit der treuherzigen Hoffnung auf ein bisschen Wärme, Zärtlichkeit und Poesie. Cass kennt keine solchen Hoffnungen mehr, kann vom andern Geschlecht nichts ähnliches mehr erwarten – sie bringt sich schliesslich um, verwehrt Serking sein Restchen «Heil» und verwirft damit neben ihrer Lebensmöglichkeit als Hure auch ihre Rolle als «Heil-ige», wenn man denn die beiden Begriffe brauchen will. Was Serking nach dem ersten Schock nicht davon abhalten wird, sein Glück weiterhin in Flaschen und Frauenschössen zu suchen. Am Ende finden

wir ihn auf dem Strand, wie ein Stück angeschwemmtes Treibgut, der Flut noch einmal entkommen. Poesie rezitierend, klammert er sich an einen jungen Frauenkörper...
Ferreri jedenfalls hat nicht einfach die stereotypen Frauenbilder, oder besser Zerrbilder, Bukowskis übernommen. Sollte sein Film diesbezüglich dennoch nicht über alle Zweifel erhaben sein, so zeigt er doch mindestens die Konsequenzen solcher Stereotypen. Wie auch immer, künstlerische Aussagekraft ist wahrscheinlich nicht immer identisch mit soziologischer Differenzziertheit. Hauptsache, die Form tut sich mit der «Aussage», wohin diese auch zielen mag, nicht zu einfach. Erst dann beginnt die Diskussion oder der Streit über eventuelle Absichten zu lohnen.

Pia Horlacher

Outland

USA 1981. Regie: Peter Hyams (Vorspannangaben s. Kurzbesprechung 81/275)

Auf das Science-fiction-Märchen («Star Wars») und den Science-fiction-Horror («Alien») folgt nun der erste Science-fiction-Western: «Outland» oder «High Noon» im Weltall. Regisseur und Drehbuchautor Peter Hyams («Capricorn One») hat nichts anderes getan, als eine klassische Western-Situation in eine nicht allzu ferne Zukunft und auf einen schon etwas weiter entfernten Planeten zu versetzen. Denn verändern wird sich auch bis dann nicht der Mensch, sondern bloss das Dekor, in dem sich die Söhne Kains bewegen.
Nach einem imponierenden Vorspann, bei dem unter einem mächtig anschwellenden Orchesterton («2001» lässt grüssen) sich der Titel des Filmes wie weiland der von «Alien» langsam bildet, wird der Zuschauer durch stilgerecht in Computerschrift abgerufene Daten darüber informiert, dass er sich auf Io, dem innersten der vier Jupitermonde, befindet. Der amerikanische Multi «Con-Am» hat hier sein 27. Bergwerk im All errichtet, um die ungeheuren Titanvorkommen abzubauen. Es ist ein harter Job für die Arbeiter, und das Nachtleben ist nicht besonders abwechslungsreich, auch wenn einige der Frauen ganz gut sein sollen. Aber der Lohn stimmt, und die Sicherheitskräfte drücken auch gern mal ein Auge zu, wenn die Bergwerksleute im Suff über die Stränge schlagen.
Dies ist die Situation, die sich dem neuen Marshall O'Neil bietet, als er mit Frau und Kind auf Io versetzt wird. Gleich bei seiner Ankunft erregt ein seltsamer Todesfall seine Aufmerksamkeit: Ein Mann ist bei Aussenarbeiten offensichtlich durchgedreht, hat sich den Anzug aufgeschlitzt, worauf die Innenluft entwichen und er grässlich aufgeschwollen und zerplatzt ist. Als ein zweiter Mann auf ähnlich rätselhafte Weise stirbt, wird O'Neil trotz der Beruhigungsversuche von Seiten seiner Kollegen und der Bergwerksleitung misstrauisch. Er entdeckt, dass die Todesfälle auf die Einnahme von starken Aufputschmitteln zurückzuführen sind, die der Geschäftsführer der Kolonie zur Leistungssteigerung verteilt. Dieser lässt, weil der Marshall nicht käuflich ist, zwei Killer mit der nächsten Versorgungsraumfähre kommen, denen sich O'Neil, von allen im Stich gelassen, alleine stellen muss. Einzig die zynische und verwelkte Ärztin Dr. Lazarus (!) wird ihm in letzter Minute beistehen.
Da haben wir das altbekannte Thema wieder, aus dem Hollywoods (Film-) Träume gemacht werden: Der einsame Gerechte im Kampf für Gesetz und Ordnung und gegen das Böse. Noch immer wird seine mutige Haltung unreflektiert glorifiziert und recht oberflächlich auf ihre Beweggründe untersucht, während der feige Rückzieher der übrigen Belegschaft überraschend schnell akzeptiert wird. Denn bereits hier enden die Übereinstimmungen mit Zinnemanns «High Noon». Wenn bei diesem fast der ganze Film von der Suche Gary Coopers nach Hilfe handelt, kurz: der moralische Konflikt im Vordergrund steht, so kommt O'Neil alias Sean Connery in einem längeren ersten Teil dem Verbrechen erst mal auf die Spur, was den Streifen auch gleich noch in das (Science-fiction)

Krimi-Genre verweist. Einzig ein ziemlich kurzer Mittelteil vor dem Showdown behandelt O'Neils vergebliches Nachfragen um Unterstützung, die Selbstzweifel und den endgültigen Entscheid durchzustehen. Er will sich nämlich beweisen, dass die Vorgesetzten, die offensichtlich wenig von ihm halten und ihn deswegen in dieses Rattenloch schickten, sich in ihm getäuscht haben. In «Outland» fehlt auch eine ähnlich wichtige Auseinandersetzung mit einer Frau, wie sie Cooper mit Grace Kelly hatte. Connery wird von seiner Frau verlassen, noch bevor das Verhängnis seinen Lauf nimmt. Sie hat es satt, von einer heruntergekommenen Minenkolonie zur anderen zu ziehen.

Die Parallelen zu «High Noon» erschöpfen sich also – und das soll kein Vorwurf sein, wenn man nicht eine platte Kopie wollte – in oberflächlichen Handlungsstrukturen und vereinzelten Motiven wie dem mehrmaligen Einblenden einer Digitalzeitanzeige beim Warten auf die Raumfähre, was an Zinnemanns vielzitierten Einsatz der Uhr erinnert, ohne dass aber die gleiche dramaturgische Wirkung erreicht würde.

Der Vergleich zwischen dem «Original» und der Science-fiction-Version zeigt deutlich den Unterschied zwischen früheren Unterhaltungsfilmen und vielen heutigen. Es ist der Unterschied zwischen Spannung und Nervenkitzel, zwischen inspirierter Inszenierung und technischer Brillanz. «High Noon» bezieht seine Spannung vor allem aus den menschlichen und moralischen Konflikten sowie aus einer raffiniert aufgebauten Schlussabrechnung. Bei «Outland» dagegen wird der Suspense erzeugt mit Spezialeffekten von drastischer Brutalität (sich aufblasende und wie Ballone explodierende Gesichter in Grossaufnahme, was fast denselben Schock bewirkt wie die brustsprengende Geburt des Monsters in «Alien»), mit einer überlauten, das Zwerchfell unangenehm reizenden Tonspur, aufregender, anheizender Musik (Jerry Goldsmith, der bereits in «Alien» musikalische Fallen legte) und einer rasanten Montage. Die erste Verfolgungsjagd in den überfüllten, halbdunklen Gängen des Wohnblocks ist filmisch geschickt aufgenommen – schnelle, irritierende Wechsel von Hell-Dunkel, längere, gehetzte Kamerafahrten, unterbrochen von kurzen Einstellungen –, aber ohne Überraschungen oder dramaturgische Kniffe zum vorhersehbaren Faustkampf geführt. Hyams ist allerdings in einem Punkt uneingeschränktes Lob auszusprechen: Er hat dekorative Aufnahmen vom sternenbehangenen Weltall und von niedlichen Modellraumschiffen aufs Minimum reduziert sowie die üblichen Blitzundzisch-Laserkanonen ganz weggelassen: Es wird scharf mit Blei geschossen. Sehr geglückt ist die Einbeziehung des funktionell getrimmten Dekors in die Handlung; die engen, verwinkelten, niedrigen Gänge riechen vom Schweiss der Arbeiter und vermitteln eine klaustrophobische Atmosphäre.

Die Unfähigkeit des Regisseurs, mit dramaturgischen Mitteln Spannung auf-

zubauen, zeigt sich erschreckend im enttäuschenden Showdown, der in keiner Weise den Höhepunkt des Filmes darstellt. Der Zuschauer hat überhaupt keine Ahnung, wer sich wo befindet und auf wen schiesst. Er weiss nicht, wie etwa bei Hitchcock, immer etwas mehr als eine der beiden Parteien, sondern wird von Handlungswendungen plump überrascht, ohne dass ihn das wirklich packen würde. Denn er hat keine Zeit gehabt, der Vorbereitung einer Falle beizuwohnen, auf ihr Gelingen hinzufiebern und sich dann mit dem Helden zu freuen.
Hyams besass zweifellos einige gute Ideen für «Outland». Doch er hat sie nicht über die Ansätze hinaus zu einem überzeugenden Ende entwickeln können. So versandet das aktuelle Thema von der künstlichen Leistungssteigerung sehr bald im reinen Actionsgeschehen. Auch die Charaktere und ihre Beziehungen bleiben nach einem vielversprechenden Beginn in Klischees stecken. Dass der Film trotzdem zu packen vermag, ist neben Hyams handwerklichem Brio den beiden Hauptdarstellern zu verdanken. Sean Connery ist einer der wenigen modernen Schauspieler, die sowohl einen romantischen Helden als auch den «tough guy» mimen können und über eine enorme Ausstrahlungskraft verfügen. Obwohl äusserst viril, nimmt man ihm Verzweiflung und Angst ab. Frances Sternhagen als Dr. Lazarus ist von gewinnender Schnoddrigkeit. Man spürt sofort den weichen Kern unter der harten Schale, die sie sich nach vielen Enttäuschungen zugelegt haben mag. Eigentlich schade, dass sie nicht jünger ist. Sie würde zu Connery besser passen als seine weinerliche Filmfrau. Tibor de Viragh

TV/RADIO-KRITISCH

«Wacht auf, Verdammte dieser Erde...!»

Zu einer Schulfunk-Hörfolge von Fritz Schär im Radio DRS

Ein wesentliches Stück Schweizer Geschichte soll den Schülern «vom 6. Schuljahr an» in einer neunteiligen Hörfolge nahegebracht werden: die Geschichte der Arbeiterbewegung seit Inkrafttreten des Fabrikgesetzes von 1877. Das Thema ist um so wichtiger, das Unterfangen um so löblicher, als in Lese- und Geschichtsbüchern, wie sie an unsern Schulen verwendet werden (mit kantonalen Unterschieden natürlich) nicht allzu viel zu diesem Teil der Schweizer Geschichte die Rede ist. Nach dem zu schliessen, was ich von der Sendefolge hören konnte (der Regisseur und seine Mitarbeiter waren eben bei der Montage), ist auch die Ausführung des Projekts erfreulich.

Der Autor Fritz Schär (im Beruf Lehrer und einer, der geduldig und hartnäckig in alten Zeitungen und Akten nach erhellenden Zeugnissen einer frühern Zeit fahndet) und der Regisseur Gerhard Dillier hatten schon bei der Hörfolge «Vom Staatenbund zum Bundesstaat» zusammengearbeitet. Dort hatten sie die Zeitereignisse in eine verbindende Familiengeschichte einfliessen lassen – «hineingepresst» sagt Gerhard Dillier im Gespräch, und weil sie diese Machart mehr und mehr als Zwangsjacke empfunden hatten, hätten sie diesmal die offene Feature-Form gewählt, die dokumentarische Hörfolge also. Diesem Entschluss kam die Tatsache entgegen, dass auch eine Reihe akkustischer Dokumente zur Verfügung stand – und Gesprächspartner. Schon in der ersten Folge kommen zwei Zeugen zu Wort, die sich der Ereignisse noch erinnern: Ferdinand Böhny und Anni Klawa-Morf. Auszüge aus Reden von Arbeiterführern